

SUSANNE PREUSKER
Sieben Stunden im April



Buch

Susanne Preusker erzählt ihre Geschichte, von dem unfassbaren Martyrium im Hochsicherheitsgefängnis und von ihrem Überleben nach der Katastrophe. Von ihrem Kampf gegen die Dämonen im Kopf, von ihrer Angst und dem Mut, ihrem Leben nach der Erschütterung wieder Lebensqualität abzuringen. Was ihr dabei geholfen hat? »Strand und Meer und Luft und Fisch essen. Und lachen. Über Filme und Geschichten und Anekdoten und Witze und ab und zu über sich selber. Einfach lachen, sooft es geht. Die Dämonen aus- und weglachen. Es ist nicht einfach. Es gab Zeiten, da war es sogar sehr, sehr schwer. Aber es war immer notwendig. Überlebensnotwendig.«

Autorin

Susanne Preusker war Diplom-Psychologin und Psychotherapeutin. Sie war Leiterin einer sozialtherapeutischen Abteilung für Sexualstraftäter in einem Hochsicherheitsgefängnis. Sie lebte in Straubing und Magdeburg. Am 13. Februar 2018 starb Susanne Preusker im Alter von 58 Jahren.

Susanne Preusker

Sieben Stunden
im April

Meine Geschichten
vom Überleben

Mit einem Vorwort
zur Taschenbuchausgabe

GOLDMANN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC-DEU-0100

8. Auflage
Taschenbuchausgabe April 2013
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Copyright © 2011 der Originalausgabe
by Patmos Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,
in Anlehnung an die Gestaltung der Originalausgabe
(Finken & Bumiller, Stuttgart)
Umschlagfoto: an.ma.nie/photocase.com
KF · Herstellung: Str.
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-15748-8

www.goldmann-verlag.de

Für alle,
die sich plötzlich ungewollt
in einem anderen Leben wiederfinden.
Für Wolfram und für David.

Und für mich.

Inhalt

Vorwort zur Taschenbuchausgabe	9
Prolog	13
Das Nachwort als Vorwort	15
Frau Hoppe macht sauber	18
Die dicke Susanne macht Lärm	22
Dr. Achtermann macht gesund	26
Olivenöl macht glücklich	29
Bumbum macht traurig	33
Watte macht Angst	37
Mairegen macht schön	41
Frau Bäcker-Rode macht keine Kompromisse	45
Kartoffelpuffer machen dick	49
Intermezzo I: Das Ende	52
Moni macht Stress	61
Katharina macht Mut	66
S'Allergröschde macht Arbeit	68
Cowboys machen mobil	71
Zumba macht stolz	75
Vergleich macht gelassen	78
Viele Steine machen eine Brücke	81

Intermezzo II: Die Verwandlung	85
Dr. Lange macht müde	97
Bad Sachsa macht alt	101
Mary macht Kohl	105
Tante Anna macht alles richtig	110
Armut macht keinen Spaß	113
Nur Holländer machen Aprilglöckchen	115
Der Herr macht es möglich	118
Frau Bergmann macht Probleme	122
Ho Narro macht stark	129
Neue Sätze machen´s leichter	133
Ostfriesland macht stur	139
Japanisch macht aggressiv	143
Intermezzo III: Die Abrechnung	147
Kälte macht klamme Finger	150
Nordseeluft macht rote Wangen	154
Abschied macht frei	158
Starke Seile machen sicher	161
Zusammenfassen macht Mühe	168
Überleben macht hungrig	173
Der Rucksack macht es möglich	182
Epilog	185
Ein Jahr später	187
Zitatnachweise	189

Ein Wort zuvor

Vor eineinhalb Jahren ist mein Buch *Sieben Stunden im April* erschienen und auch heute noch wäre es mir lieber, ich hätte es nie schreiben müssen. Das Buch hat mir einen gewissen Grad an Bekanntheit eingebracht. Und ja – ich hätte es vorgezogen, mit einem sensationellen Roman oder einem bahnbrechenden Fachbuch bekannt zu werden. Oder gar nicht.

Ob ich es je bereut hätte, meine Geschichten vom Überleben zu Papier und dann an die Öffentlichkeit gebracht zu haben, bin ich zwischenzeitlich häufig gefragt worden. Ob es nicht quälend gewesen sei, infolge der Diskussion um die *Sieben Stunden im April* meine Geschichte wieder und wieder zu erzählen. Ob es nicht hilfreicher gewesen wäre, das Thema ruhen zu lassen. Zu vergessen, was passiert sei. Ob es nicht geschmerzt hätte, die eigene Privatsphäre aufzugeben. Aus vielerlei Gründen kann ich diese Fragen verneinen.

Zunächst: Für mich gibt es den Luxus des Vergessens nicht. So oder so nicht. Auch wenn der April 2009 mittlerweile längere Zeit zurückliegt, sind diese sieben Stunden immer da. Sie begleiten mich, auch wenn ich sie nicht ständig spüre. Sie sind da, wenn ich plötzlich meine, mich in abgeschlossenen Räumen zu befinden. Sie sind da, wenn ich durch Tunnel fahre. Sie sind da, wenn ich bestimmte Geräusche höre, Filmszenen sehe, Gerüche wahrnehme. Sie sind da, wenn mir in der Einkaufszone ein bestimmter Typ Mann begegnet. Sie machen mir keine große Angst mehr, diese Erinnerungen an die sieben Stunden, aber sie lassen mich auch

nicht los. Sie sind bei mir und Teil von mir und haben es sich in dem Rucksack, den ich durch mein Leben trage, ziemlich gemütlich gemacht. Und zwar ohne danach zu fragen, ob mir das gefällt. Daher gibt es kein Vergessen. Vielleicht gäbe es ein Verdrängen, aber diese Lösung habe ich nie in Betracht gezogen. Wenn es denn eine Lösung ist. Und eigentlich wüsste ich auch gar nicht, wie ich das anstellen sollte, dieses Verdrängen. Wie geht das?

Ansonsten darf ich meinen Mann zitieren, den Sie auf den nächsten Seiten ja noch näher kennenlernen werden. Von ihm stammt die launige Bemerkung: *Vielleicht kann man ein Trauma auch dadurch bearbeiten, dass man so oft darüber redet, bis man es selber nicht mehr hören kann.* Gar nicht mal so dumm, dieser Gedanke.

Ich zumindest habe durch die Veröffentlichung meiner Geschichte eine heilsame Distanz gewonnen, wobei ich jedoch nicht den Eindruck erwecken möchte, damit eine allgemeingültige Strategie propagieren zu wollen. Wahrscheinlich gibt es so viele Bewältigungsstrategien für Gewalterfahrungen, wie es auch Betroffene gibt. Was es sicher nicht gibt, sind Patentrezepte. Wenn ich aber eine Botschaft habe, die mir am Herzen liegt, dann ist es folgende: In dem Maße, in dem es mir gelungen ist, meine Scham abzulegen, bin ich genesen. Scham muss man sich leisten können. Ich konnte es nicht. Natürlich war der Preis, intime Einblicke gewähren zu müssen, hoch. Aber der Preis, den ich für ein verschämtes Abdücken ins Private entrichtet hätte, wäre längerfristig ungleich höher ausgefallen. Mein Stolz, meine Würde, meine Stärke, meine Autonomie, meine Selbstsicherheit – das wären die Münzen gewesen, mit denen ich gezahlt hätte. Und eine letzte Bemerkung dazu: Spätestens in dem Moment, als ich unter den Augen der Öffentlichkeit, vertreten durch zahlreiche Medienvertreter, im Krankenwagen aus der Justizvollzugsanstalt gefahren wurde, war meine Privatsphäre nicht mehr privat. Gewollt habe ich das nie.

Nach meiner Entscheidung, offensiv mit dem, was geschehen ist, umzugehen, zu agieren, statt zu reagieren, war das Interesse der Medien an mir und meiner Geschichte groß. Natürlich war es das – Verbrechen verkauft sich eben. Wem sollte man das vorwerfen. Und ich bin froh, heute sagen zu können, dass mir bislang niemand aus der Medienwelt begegnet ist, der sich grenzverletzend oder in irgendeiner anderen Art meiner Familie oder mir gegenüber ungebührlich verhalten hätte. Mag sein, dass es solche Typen gibt – getroffen habe ich sie bisher nicht, was auch daran liegen mag, dass ich in der Wahl meiner Gesprächspartner eine gewisse Sorgfalt und Vorsicht habe walten lassen.

Wie sieht mein Leben heute aus?

Ich stehe morgens auf, koche, wische das Bad, treffe mich mit Freunden, kaufe ein, tausche die Schuhe um, die doch nicht passen, vergesse Zahnarzttermine, lache, streite, telefoniere, bin wütend, manchmal auch traurig, erkläre meinem Mann, wie die neue Beule ins Auto gekommen ist, gieße Blumen, gucke fern, höre Musik, dusche, hole die Post, bespaße den Hund, blättere die Zeitung durch, mache die Wäsche, bügele wenig begeistert, besorge Geburtstagsgeschenke, fahre ans Meer, sammele Kastanien, schreibe Bücher und mache auch ansonsten noch dies und das. Mit anderen Worten: Ich führe ein relativ normales Leben, manchmal langweilig, manchmal aufregend, aber immer relativ normal. Zumindest habe ich deutlich mehr gute als schlechte Tage. Und spätestens, nachdem Sie das Buch gelesen haben, werden Sie wissen, dass das auch schon mal ganz anders war.

Heute, im Winter 2012, halte ich mich für einen recht zufriedenen Menschen. Und für einen Menschen, der ganz, ganz viel Glück gehabt hat.

Unmittelbar nach den Ereignissen im April 2009 hat eine Bekannte zu mir gesagt: *Toll – jetzt kannst du den ganzen Tag nur*

machen, was du willst. Jetzt kannst du dich ganz auf dich konzentrieren. Jetzt hast du endlich mal Zeit. Damals habe ich nicht verstanden, was sie meinte. Ich verstehe es heute immer noch nicht. Als zufrieden darf ich mich trotzdem bezeichnen.

Manchmal und meistens, wenn ich gar nicht damit rechne, winkt mir mein altes Leben noch zu. Das sind dann die weniger guten Momente. Ich winke zurück, aber ich weine nicht mehr.

Ob mein weiterer Weg für mich vorsieht, wieder als Psychologin zu arbeiten, lasse ich Sie in dem Vorwort zu einem meiner nächsten Bücher wissen. Zurzeit ist diese Vorstellung immer noch sehr weit entfernt und fühlt sich fremd an. Doch ich erlaube der Zeit weiter, sich um mich und meine Zukunft zu kümmern.

Nach dem Erscheinen der *Sieben Stunden* haben mich zahlreiche Zuschriften und E-Mails von Leserinnen und Lesern erreicht, die ich größtenteils nicht beantwortet habe. Nicht beantworten konnte, weil mir die Worte fehlten. Ich möchte diese Gelegenheit nutzen, mich bei all den Menschen zu bedanken, die mir so viel Zuspruch, Freundlichkeit und Vertrauen haben zuteilwerden lassen. Damit hätte ich nie gerechnet.

Nicht gerechnet hätte ich auch damit, dass mir eine Leserin völlig empört ein Exemplar meines Buches zuschickt: Nein. So etwas dürfe man nicht schreiben und erst recht nicht veröffentlichen. Auf gar keinen Fall. Das, was sie da erworben und gelesen habe, dulde sie jedenfalls weder in ihrem Hause noch in ihrem Buchregal. Ich möge damit bitte tun, was ich für richtig hielte, behalten wolle sie es jedenfalls nicht. Mit freundlichen Grüßen.

Wie ich eingangs sagte:

Ja, mir wäre es auch lieber, ich hätte es nie schreiben müssen.

Susanne Preusker

Magdeburg, im Winter 2012

Prolog

Er reißt an der Befestigung der Jalousie. Er will sie runterlassen, die weiße Jalousie mit den schmalen Lamellen. Seit fast fünf Jahren hängt sie vor diesem Fenster. Runtergelassen habe ich sie noch nie. Er reißt und zerrt. Irgendetwas an der Befestigungsvorrichtung gibt nach. Die Jalousie hängt schräg im Fenster. Er zerrt. Erst in die eine, dann in die andere Richtung.

Auf der Fensterbank steht ein Foto in einem schmalen Holzrahmen. Die Jalousie wird auf diesen Rahmen fallen. Das lässt sich gar nicht verhindern. Das Bild wird kippen, umfallen, vielleicht auf den Boden. Er zerrt weiter. Erst in die andere, dann in die eine Richtung.

Lieber Gott, lass das Bild nicht umfallen. Lieber, lieber Gott, bitte, bitte, bitte, gib mir ein Zeichen. Mach, dass das Bild stehen bleibt. Dann schaffe ich es. Fällt es um, war es das für mich. Dann werde ich hier in diesem Raum sterben. Bitte, bitte, gib mir ein Zeichen, lieber Gott, bitte. Lass das Bild stehen bleiben. Bitte. Lass es nicht umfallen. Gib mir doch bitte dieses Zeichen. Lass mich doch nicht ganz alleine. Bitte.

Er zerrt. Die Jalousie bewegt sich. Gibt nach. Er zerrt weiter. Sie kracht runter. Erst auf das Bild, dann auf die Fensterbank. Der Holzrahmen kippelt bedenklich.

Bitte, bitte, bitte nicht.

Das Bild bleibt stehen. Auf der Fensterbank. Dahinter die weißen Lamellen der Jalousie.

Das Nachwort als Vorwort

Wahrscheinlich gibt es nicht viele Bücher, Romane, Erzählungen, Essays, die mit dem Nachwort beginnen. Aber wahrscheinlich gibt es auch nicht viele Autorinnen oder solche, die sich dafür halten, die eine klare Vorstellung davon haben, wie sie in der NDR Talk Show ihr Sensationswerk vorstellen, ins kleine Schwarze gewandet, bescheiden, aber selbstsicher auftretend. Und die gleichzeitig überhaupt keinen Plan haben, wie sie dieses Ziel genau erreichen können. Menschen, den Kopf voller Ideen, Fragmente, Kapitelüberschriften, Buchtiteln, Bildern, aber unfähig, dieses Knäuel zu entwirren, um den Anfang zu finden.

So bin ich. Beseelt vom Wunsche, eine richtig gute Geschichte zu erzählen. Und völlig unfähig, zugunsten des Ziels – NDR Talk Show, Buchvorstellung, Weißweinglas in der Hand, im kleinen Schwarzen kluge Dinge sprechend – Ordnung in den Kopf zu bringen oder auch nur so etwas wie Disziplin an den Tag zu legen. Oder, noch einfacher, nur anzufangen. Irgendwie. Mit irgendwas.

Vor vielen Jahren hat mir ein erfahrener Berufskollege einmal geraten, einen schwierigen und komplizierten Sachverhalt, der sich nicht auf das Papier zwingen lassen wollte, dergestalt auszutricksen, dass ich den letzten Satz, das Ergebnis, auf das ich zusteuern will, zuerst aufschreibe. Diese Methode hat geklappt und sich auch in der Folgezeit noch oftmals bewährt. Aha. Warum sollte das dann bei einem Buch nicht funktionieren?

Ich werde jetzt also anfangen, meine Geschichte zu erzählen,

ohne genau zu wissen, wie. Mir ist unklar und auch völlig egal, welchem literarischen Genre diese Geschichte zugeordnet werden kann. Mir ist egal, wie lange es dauert. Mir ist eigentlich sogar egal, ob sie jemals verlegt wird. Wichtig ist nur, dass ich anfange – sonst werde ich nie im kleinen Schwarzen in der NDR Talk Show sitzen, soviel steht fest. Ich erzähle jetzt eine kleine Geschichte. Und dann noch eine. Und noch eine. Und mit etwas Glück und Durchhaltevermögen fügt es sich vielleicht zu einem verständlichen Ganzen, zu meiner Geschichte, zu meinem Buch vom Überleben.

Natürlich habe ich Sorge, ein weiteres Werk aus der Rubrik »Bücher, die die Welt nicht braucht« ins Leben hinauszuschicken. Ich werde trotzdem schreiben, auch wenn die Welt vielleicht auf das, was ich zu sagen habe, verzichten kann – ich kann es nicht. Ich brauche es, zu schreiben, zu erzählen, mich auf diesen Weg zu begeben. Und im Moment ist das das Einzige, was zählt.

Kein Nachwort ohne Danksagung. Ich danke meinem Mann und meinem Sohn, die mir das Überleben ermöglicht haben und für die es sich gelohnt hat und immer noch lohnt. Außerdem danke ich den *Böhsen Onkelz* für die folgenden großartigen Zeilen:

Nichts hat Bestand, nicht mal das Leid, und selbst die größte Scheiße geht mal vorbei. Lass es zu, dass die Zeit sich um dich kümmert, hör mir zu, mach es nicht noch schlimmer, denn es gibt 'nen neuen Morgen, 'nen neuen Tag, ein neues Jahr. Der Schmerz hat dich belogen, nichts ist für immer da.

Auch diese Worte haben mir beim Überleben geholfen.

Und an meine Kritiker, die ich jetzt schon habe, und an die, die ich vielleicht noch bekommen werde: »Schreibt doch eure eigenen Geschichten auf, dann seid ihr nicht auf mich angewiesen.« Das ist ein Zitat der von mir sehr geschätzten Rita Mae Brown.

Vielleicht sitzen wir uns dann eines Tages in einer Talkshow gegenüber und warten mal ab, was passiert. Das ist von mir.

Ich wäre froh und stolz, die erste Geschichte mit einem bahnbrechenden, alles bereits Gewesene in den Schatten stellenden, die Leserschaft auf ewig beeindruckenden Satz beginnen zu können. So in etwa aus der Liga eines Tolstoi mit seinem berühmten Anfang von *Anna Karenina*. Oder zumindest wie Tania Blixen: »Ich hatte eine Farm in Afrika, am Fuße der Ngongberge ...«

Leider bin ich von derartigen literarischen Qualitäten Lichtjahre entfernt. Mindestens.

Mein erster Satz lautet daher schlicht und ergreifend:

Frau Hoppe macht sauber

Manchmal, wenn ich auf dem Balkon sitze oder rausgehe, um eine Zigarette zu rauchen, was auch im Winter viel zu häufig vorkommt, sehe ich, dass Frau Hoppe sauber macht. Frau Hoppes Balkon liegt, von unserem aus gesehen, über Eck schräg links in der zweiten Etage und ist sehr viel kleiner als unserer, höchstens halb so groß. Auf Frau Hoppes Balkon gibt es drei mäßig bewachsene Blumenkästen, einen kleinen Pflanzkübel mit einer vereinsamten Konifere, eine Fußmatte, daneben stehen immer ein paar dunkelgraue Hausschuhe ganz ordentlich nebeneinander, und zwei alte Holzstühle, deren weißer Lack sich von Jahr zu Jahr weiter verabschiedet. Die Stühle sind ganz akkurat links und rechts neben der Balkontür aufgestellt und verlassen, soweit ich das bislang verfolgen konnte, ihren Platz nie. Anders als die meisten der 27 Balkone unseres Innenhofs ist der von Frau Hoppe nicht mit einer im Wind knirschenden Schilfmatte abgeschirmt – das würde in diesem Fall auch nichts nützen, weil ich so oder so von oben auf den Balkon sehen kann. Keine Chance, Frau Hoppe!

Frau Hoppes Balkon wird nie von einem Sonnenstrahl getroffen, was sich durch die eigentümliche Bauweise des Gebäudekomplexes erklärt und mir wirklich leidtut, denn auf unserem Balkon scheint von mittags bis in die späten Abendstunden Sonne satt. Unser Balkon ist chaotisch-wohnlich: viele Pflanzen, Strandkorb, Sonnenschirm, Holzbank, Wassertümpel. Laternen, pausbäckige Engel, Glaskugeln. Unser zweites Wohnzimmer, stets gern genutzt, wenn es das Wetter zulässt. Genutzt zum Essen, Trinken,

Dösen, Schlafen, Lesen, Feiern, Lachen, Streiten. Und ich liebe es, grünen Nachschub aus Gärtnereien anzuschleppen. Ich liebe es, zu dekorieren und umzutopfen und zurückzuschneiden, und überhaupt verfolge ich das Ziel, unseren Balkon zu dem schönsten und wohnlichsten des Viertels zu stylen. Das hilft, die Seele zu heilen. Und, im Gegenzug, macht es ein Balkon der verwundeten Seele noch schwerer, trübe, lange Wintertage zu überstehen.

Es gibt ein chinesisches Sprichwort:

Willst du für eine Stunde glücklich sein, so betrinke dich. Willst du für drei Tage glücklich sein, so heirate. Willst du für acht Tage glücklich sein, so schlachte ein Schwein und gib ein Festessen. Willst du aber ein Leben lang glücklich sein, so schaffe dir einen Garten.

Manchmal trinke ich Rotwein, geheiratet habe ich vor gut einem Jahr, ein Festessen für Freunde mache ich selten.

Früher, in meinem alten Leben, hatte ich einen Garten.

Frau Hoppe sitzt nie auf ihrem Balkon. Auch ihre Kinder – Jungen unbestimmten Alters, zu groß für Windeln, zu klein für Pubertätspickel – habe ich noch nie auf dem Balkon gesehen. Einen Herrn Hoppe scheint es nicht zu geben. Ab und an beobachte ich Frau Hoppe, die den Balkon offensichtlich nur betritt, um das Geländer zu putzen oder Blumen zu gießen, und die sich vorher grundsätzlich die grauen Hausschuhe anzieht. Ich glaube nicht, dass sie gerne auf ihrem Balkon ist. Und nur an ganz besonders heißen Sommertagen, an denen sich die Luft im Innenhof staut, steht manchmal die Balkontür auf. Aber man hört kein Lachen, keine klappernden Töpfe, keine Musik – nichts. Auch das tut mir leid.

In unserem Innenhof gibt es viele Tauben. Riesengroße, fiese, laute, unangenehme Stadttauben. Tauben, wie es sie überall auf der Welt in allen Städten gibt. Und wie überall auf der Welt ma-

chen auch unsere Tauben viel Dreck. Und dieser Taubendreck landet zum Großteil auf dem Fensterbrett von Frau Hoppe. Ich weiß nicht, warum. Ich weiß aber, dass ich noch nie Taubendreck in solchen Mengen auf unserem Balkon vorgefunden habe, so dass es sich gelohnt hätte, zu Putzutensilien zu greifen. Anders bei Frau Hoppe. Ich kann es mir nicht erklären, wirklich nicht, doch es ist nun mal traurige Tatsache, dass der Großteil der ganzen Taubenkacke – man sollte die Dinge beim Namen nennen und auf Euphemismen wie »Taubendreck« verzichten: Gemeint ist Kacke, dann soll es auch Kacke heißen – auf Frau Hoppes Fensterbank landet. Nicht bei uns, nicht bei den anderen 25 Miethaltern, nein – nur Frau Hoppe hat das Problem. Leider weiß ich nicht, welcher Raum sich hinter diesem Fenster verbirgt. Aber egal, ob Schlaf-, Wohn- oder Kinderzimmer – in keinem Fall ist es besonders schön, auf eine zentimeterdicke Lage Taubenkacke zu blicken. Also macht Frau Hoppe regelmäßig sauber. Mit Putzlappen und gelben Gummihandschuhen. Und mit einem unglaublich verbitterten Gesichtsausdruck, der mich frieren lässt. Nein – eigentlich macht er mir Angst. Wie gesagt: keine Euphemismen! Und wahrscheinlich schrubbts Frau Hoppe in dem Bewusstsein, diesen Vorgang alsbald wiederholen zu müssen, was vielleicht auch nicht besonders fröhlich macht.

Nun möchte ich nicht behaupten, vor Glück zu strahlen, wenn ich Taubenkacke vom Fensterbrett kratzen müsste, bei Frau Hoppe irritiert mich aber, dass sie immer so aussieht. So verbittert, unglücklich, unfreundlich. Es ist egal, ob ich ihr in der Tiefgarage oder im Treppenhaus begegne, egal, ob morgens oder nachmittags oder abends, ob sie Tüten schleppt oder ihre Söhne an der Hand hält – Frau Hoppe sieht immer gleich verbittert aus. Oder wäre »unglücklich« zutreffender? Unterscheiden sich diese beiden Worte überhaupt? Frau Hoppe sagt auch nie